

planten unsere gemeinsame Zukunft, und die Universität erschien mir schon wie ein Teil meiner Vergangenheit. Ich mochte Christian und seinen Freundeskreis, aber da ich im Begriff war, die Welt zu verlassen, zu der er gehörte, kann ich mich heute nur noch vage an ihn erinnern. Ich habe es versucht, aber er bleibt in meinem Kopf eine Art verschwommener Fleck, ein Gesicht, das ich fast vergessen hatte. Immerhin weiß ich noch, dass wir uns damals ein paarmal auf einen Drink getroffen haben. Ich glaube, ich war auch einmal mit vielen anderen Leuten bei ihm zum Essen eingeladen. Ihm zufolge haben wir sogar mehrfach miteinander getanzt. Er behauptet außerdem felsenfest, er habe in einem Pub am Fluss mal den Arm um mich gelegt. Vor ein paar Wochen zeigte er mir eine Aufnahme aus seiner Studentenzeit, ein Foto von einem jungen Mann mit schmalen Gesicht, einem dichten dunklen Haarschopf und einer Zigarette im Mundwinkel. Als ich es betrachtete, spürte ich, wie in mir ein Gefühl von Verlangen nach dem Jungen erwachte, der er damals gewesen war, aber zu der Zeit hatte ich nichts Derartiges empfunden. Für mich war er nur ein flüchtiger Bekannter, und obwohl wir einander versprochen, in Kontakt zu bleiben, gelang uns das im Grunde nicht. Vor ein paar Jahren schrieb er mir von einer Konferenz in Mexiko eine Postkarte. Ich brauchte ein paar Sekunden, bis mir wieder einfiel, wer dieser »Christian«, der unter ein paar fast unleserlichen Zeilen so schwungvoll unterschrieben hatte, überhaupt war. Vor zwei Jahren erfuhr ich von einer gemeinsamen Bekannten, dass seine damalige Beziehung in die Brüche gegangen war, und nahm mir vor, mich bei ihm zu melden, setzte diesen Vorsatz aber nie in die Tat um. Nach unserem Umzug nach Sandling Island schickte ich ihm eine Karte mit unserer neuen Anschrift, ging aber eigentlich davon aus, dass sie gar nicht bei ihm landen würde. Ich war nicht mal mehr sicher, ob ich überhaupt noch seine aktuelle Adresse besaß.

Vor sechs Monaten rief er mich dann aus heiterem Himmel an, um mir mitzuteilen, dass er im Rahmen einer Konferenz nach East Anglia komme und dies vielleicht eine Gelegenheit sei, sich endlich mal wieder zu treffen. Fast hätte ich unter irgendeinem Vorwand Nein gesagt. Rory hatte in einem Durcheinander aus Tränen, unbezahlten Rechnungen und zerbrochenen Träumen das Weite gesucht, und ich fühlte mich einsam, verwirrt und traurig. Eigentlich wollte ich niemanden sehen. Zu dem Zeitpunkt hatte ich bereits eine kurze Affäre hinter mir und wusste, dass dadurch nichts besser wurde. Jedenfalls nicht die Einsamkeit und ganz bestimmt auch nicht die Traurigkeit. Eigentlich wollte ich nur noch möglichst viel Zeit mit meinen Kindern verbringen und ansonsten am Haus und im Kleinen, mit Unkraut überwucherten Garten arbeiten. Ich versuchte, einen Hafen für uns zu schaffen, in dem es nach frischer Farbe und Selbstgebackenem roch, und hatte keine Lust, irgendwelche Anstrengungen wegen eines alten Bekannten zu unternehmen, an den ich mich nur noch vage erinnern konnte und der inzwischen ein Fremder für mich war.

Letztendlich verabredete ich mich nur deshalb mit ihm, weil mir nicht schnell genug eine Ausrede einfiel. Das sagte ich ihm auch, als wir uns nach diesem ersten Treffen wieder trennten, denn schon da – nach zweieinhalb Stunden – wollte ich ehrlich zu ihm

sein. Ich hatte das Gefühl, ihm vertrauen zu können. Er schien nicht Eindruck bei mir schinden oder mir auf irgendeine Weise etwas vorspielen zu wollen, und ich fragte mich, ob er wohl immer schon so gewesen war – und warum ich das damals nicht bemerkt hatte.

Er sah immer noch schlank und jugendlich aus, aber sein widerspenstiges Haar war kürzer und von grauen Strähnen durchzogen. Außerdem hatte er Krähenfüße um die Augen, und links und rechts von seinem Mund hatten sich zwei Längsfalten eingegraben. Während ich ihn musterte und versuchte, sein etwa vierzigjähriges Gesicht mit dem glatten, erwartungsvollen von früher in Einklang zu bringen, spürte ich, dass er das Gleiche mit mir tat. Die Geister der Vergangenheit waren wieder aufgetaucht. Während wir den Deich entlangspazierten, sank das Wasser, und das warme Licht des frühen Maiabends ging langsam in die Dämmerung über. Wir unterhielten uns, und manchmal schwiegen wir auch. Er nannte mir die Namen der auf den Strömungen dahingleitenden Vögel, obwohl ja eigentlich ich die Inselbewohnerin war, die sie hätte kennen müssen. Aber das wurde Teil der Scherze, die wie bei allen Flirtenden zwischen uns hin- und hergingen. Er besuchte mich ein zweites Mal, und wir tranken bei mir ein Glas Wein. Er spielte ein Computerspiel mit Jackson (und verlor), und als er Charlie kennen lernte, die mit schlammverschmierten Schuhen und einem gefährlichen Glitzern in den Augen hereinplatzte, begrüßte er sie mit ernster Freundlichkeit, ohne dabei kumpelhaft oder sich anbietend zu wirken. Kaum war er zur Tür draußen, rief er mich auch schon an. Er sagte mir, dass er gerade über den Verbindungsdamm fahre, der beinahe überflutet sei, und dann fragte er mich, ob ich ihn am nächsten Abend zum Essen einladen würde. Er werde die Nachspeise und den Wein mitbringen, und ich solle ihm doch verraten, was die Kinder gerne aßen.

Nach meinem kurzen Zwischenstopp fuhr ich nun wieder los, Richtung Ort, vorbei an den Läden und der Kirche, der Autowerkstatt, dem Altenheim, dem Gartencenter. Schließlich kam ich auch an dem Gebäude vorbei, das Rorys Fischrestaurant hätte werden sollen und über dessen leeren Fenstern nun ein »Zu vermieten«-Schild im Wind schaukelte. Ich fühlte mich von alledem schon ein wenig losgelöst, als befände ich mich bereits in einer sicheren Entfernung von acht Kilometern Höhe. In das Gefühl der Losgelöstheit mischte sich allerdings eine Spur von schlechtem Gewissen. Ich hatte Jackson gleich nach dem Frühstück bei seinem besten Freund Ryan abgesetzt und versprochen, ihn bald wieder abzuholen. »Bald« ist ein dehnbarer Begriff, aber ich hatte Ryans Mutter Bonnie von Weihnachtseinkäufen sprechen hören, und mittlerweile war der Tag schon ziemlich fortgeschritten. Ein paar Minuten später klopfte ich an ihre Tür – auf Sandling Island brauchte man im Grunde immer nur ein paar Minuten, um von einem Ort zum anderen zu kommen – und betrat mit einem Schwall von Entschuldigungen das Haus.

»Es tut mir so leid!«, sagte ich zu Bonnie. »Du wolltest doch einkaufen gehen. Nun habe ich deine Pläne für den Tag durcheinandergebracht.«

»Kein Problem«, antwortete Bonnie lächelnd.

Das machte es nur schlimmer. Obwohl wir nun schon knapp zwei Jahre auf der Insel lebten, hatte ich immer noch das Gefühl, erst allmählich Wurzeln zu schlagen, aber im Fall von Bonnie war mir sofort klar gewesen, dass ich sie zur Freundin haben wollte. Als alleinerziehende Mutter eines kleinen Sohnes war sie in der gleichen Situation wie ich – und meisterte sie mit gleichbleibender Fröhlichkeit, ohne jemals zu klagen. Sie hatte kurzes Haar und ein bleiches Gesicht mit roten Wangen und war ziemlich rundlich. Ich musste bei ihrem Anblick immer daran denken, dass nicht viel Make-up nötig wäre, um sie in einen Zirkusclown zu verwandeln.

»Aber hattest du nicht was von Weihnachtseinkäufen gesagt?«

»Stimmt. Das ist so ein Prinzip von mir oder, vielleicht sollte ich eher sagen, ein Ziel, das ich mir jedes Jahr stecke: Sämtliche Weihnachtseinkäufe müssen an einem einzigen Tag erledigt werden. Und heute ist der Tag.«

»Von dem nun genau genommen nur noch die Hälfte übrig ist«, antwortete ich zerknirscht.

»Drei Viertel. Es ist noch nicht mal elf, uns bleibt also noch eine Menge Zeit. Ryan und ich starten jetzt gleich los in die Stadt, und in etwa sechs Stunden werden wir beladen wie Packesel zurückkommen.«

»Dann wünsche ich euch am besten schon mal frohe Weihnachten«, sagte ich. »Und ein gutes neues Jahr und das alles.«

»Ach ja, richtig«, meinte Bonnie. »Ihr fliegt ja weg. Das ist die richtige Art und Weise, den Vierzigsten zu feiern. Es tut mir so leid, dass ich nicht zu deiner ...«

Sie brach mitten im Satz ab.

»Zu meiner was?«, fragte ich.

»Ich meine, dass wir uns in den Ferien nicht sehen können. Aber lass uns das im neuen Jahr gleich richtig nachholen.«

Ich pflichtete ihr bei und ging dann Jackson holen, den ich genau so vorfand, wie ich ihn neben Ryan zurückgelassen hatte: vertieft in ein Computerspiel. Ryan grunzte kurz, blickte aber kaum hoch, als wir Bonnie zum Abschied umarmten, ihr frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr wünschten und dann aufbrachen. Sobald wir im Wagen saßen, zog Jackson ein anderes Minicomputerspiel aus der Tasche. Ich warf einen Blick auf sein ernstes Gesicht, die gerunzelte Stirn unter seinem schwarzen Haar, die rosa Zungenspitze, die immer ein wenig hervorlugte, wenn er sich verbissen auf etwas konzentrierte, und versuchte gar nicht erst, ein Gespräch mit ihm anzufangen. Stattdessen ging ich erneut die Liste in meinem Kopf durch: Pässe, Flugtickets, Kreditkarten. Wenn ich es damit bis zum Flughafen schaffte und darüber hinaus zwei Kinder und einen noch ziemlich neuen Freund im Gepäck hatte, war alles andere im Grunde nebensächlich.

Ich wählte die malerische Route nach Hause. Statt mich durch die Nebensträßchen zu schlängeln, tuckerte ich die Hauptstraße entlang, die den phantasievollen Namen The Street trug, bog nach rechts Richtung Strand ab und fuhr dann wieder links, vorbei an dem verlassenen Campingplatz, den dichtgemachten Strandhütten und dem Gelände des Bootsbauers, wo sich im Winter lauter an Land gezogene Boote drängten.

Unser Haus gehörte zu einer Reihe von kunterbunt zusammengewürfelten Gebäuden, die nur durch eine Straße von den Bootshäusern, Werften und Anlegestegen entlang des Ufers getrennt waren. Sie stammten alle noch aus einer Zeit, als die meisten Leute offensichtlich noch nicht viel davon hielten, für ein Haus mit Meerblick diverse Nachteile in Kauf zu nehmen, insbesondere den eisigen Wind und gelegentliche Überschwemmungen. Die vornehmen georgianischen Gebäude, die Herrenhäuser und Pfarrhäuser standen alle ein Stück weiter landeinwärts, in sicherer Entfernung vom Meer. Die kleinen Häuschen entlang der Saltings Road bildeten wirklich eine seltsame Mischung und waren teilweise in ungewöhnlichen Winkeln aneinandergereiht, als hätte jedes davon auf einen Platz gezwängt werden müssen, der eigentlich ein wenig zu klein dafür war. Unseres war wahrscheinlich das seltsamste von allen. Es bestand fast ganz aus Holzschindeln und sah eher aus wie ein rechteckiges Boot, das an Land gezogen, auf den Kopf gestellt und dann notdürftig mit einem grauen Schieferdach getarnt worden war. Es war schwer zu verkaufen gewesen, weil abgesehen von ein paar Quadratmetern Vorgarten kein Grund dazugehörte und die Räume feucht und klein waren, aber Rory und ich hatten uns auf den ersten Blick in das alte Ding verliebt. Von unserem Schlafzimmerfenster aus konnten wir das Watt und das Meer sehen und am Horizont nichts als Himmel.

Als Jackson und ich uns der Tür näherten, hörten wir drinnen verzweifeltes Kratzen, Winseln und Stöhnen.

»Lass das, Sludge!«, rief ich, während ich den Schlüssel ins Schloss zu fummeln versuchte. Die Tür schwang auf, und etwas Schwarzes flog auf uns zu.

Die Zeit zwischen unserer Ankunft auf der Insel und Rorys Abgang war in erster Linie ein Chaos aus Rechnungen, unvollendeten Bauarbeiten und noch mehr Rechnungen gewesen. In dieser schlimmen Phase hatte Rory im Grunde nur einen einzigen Beitrag zu unserem Haushalt geleistet: Er hatte dem hartnäckigen Bitten von Charlie und Jackson nachgegeben, die sich schon seit Jahren einen Hund wünschten. In einem Wirrwarr aus Ereignissen, die alle fast gleichzeitig passierten, erstand er eine junge Labradorhündin, die aussah wie ein etwas zu groß geratener Maulwurf, taufte sie Sludge, überließ sie meiner Obhut und verließ mich. Als Rory ging, konnte ich es erst nicht fassen. Ich bekam es einfach nicht in meinen Kopf hinein, dass er nicht mehr mit mir zusammen sein wollte. Wenn ich dann aber an die letzten Wochen unseres Zusammenlebens dachte, konnte ich es doch irgendwie verstehen. Trotzdem begriff ich nicht, wie er ohne die Kinder sein konnte.

Dagegen war schnell klar, dass Sludge uns nie verlassen würde. Ganz im Gegenteil, sie schien jedes Mal, wenn wir aus dem Haus gingen, um einzukaufen, ein akutes Trennungstrauma zu erleiden. Während wir nun hineingingen und sie wie immer ihr überschwängliches Begrüßungsritual absolvierte, fragte Jackson mich zum hundertsten Mal, warum wir sie nicht mitnehmen konnten, worauf ich antwortete, weil sie ein Hund sei. Er entgegnete, wir sollten ihr einen Haustierpass besorgen. Ich antwortete, das

erfordere eine Menge Zeit und Geld, und er konterte wie üblich mit dem unschlagbaren Argument: Und?

Am Vorabend hatten Charlie und ich eine angeregte Diskussion übers Telefon geführt. Ich hatte Bedenken geäußert, ob es wirklich eine so gute Idee sei, ausgerechnet an dem Abend, bevor wir in Urlaub flogen, bei einer Freundin zu übernachten. Ihre Stimme hatte den harten Klang angenommen, den ich so gut kannte. Warum nicht, wollte sie wissen. Ich antwortete, es sei noch eine Menge zu tun, worauf sie entgegnete, dass könne sie alles auch noch machen, wenn sie zurückkomme. Es wurde kein richtiges Streitgespräch daraus, weil ich froh war – und das wusste sie –, dass ihre Feindinnen nun vielleicht ihre Freundinnen wurden. Als sie mir versicherte, sie werde früh zurückkommen, Sludge füttern, die Wäsche aufhängen, ihr Zimmer aufräumen und dann ihre Sachen packen, verkniff ich mir eine sarkastische Bemerkung. Ich kommentierte ihre guten Vorsätze weder mit einer Grimasse noch mit einem Lachen. Immerhin gestattete ich mir die Bemerkung, dass sie zusätzlich noch eine Zeitung zu verteilen habe, aber sie antwortete, sie werde die Zeitung auf dem Heimweg ausfahren und anschließend alles andere erledigen. Es sei jede Menge Zeit. Und sie hatte Recht. Es *war* jede Menge Zeit.

Ich hatte Sludge am Morgen nicht gefüttert, weil das ein Vorrecht von Jackson oder Charlie war. Sie freuten sich jedes Mal von neuem, wie überschwänglich die Hündin ihre Dankbarkeit zum Ausdruck brachte. Und Sludge hatte getan, was sie immer tat, wenn sie nichts bekommen hatte: Sie suchte sich etwas anderes zu fressen oder – falls sie nichts fand – zumindest etwas zu kauen. Diesmal hatte sie eine Packung Haferflocken erbeutet. Das ganze Wohnzimmer war mit Haferflocken und Pappestückchen übersät. Ich holte tief Luft. Heute war unser erster Ferientag, da konnte mich nichts erschüttern. Wenigstens hatte sie nicht die Post gefressen, die während meiner Abwesenheit durch den Briefschlitz geschoben worden war – ein größerer Stapel als sonst, lauter Glückwunschkarten, soweit ich es erkennen konnte.

Ich legte sie zur Seite und sammelte erst mal die größeren Stücke der Schachtel ein. Dann holte ich den Staubsauger aus dem Schrank, und nach wenigen Minuten sah der Raum aus wie zuvor. Jackson fütterte Sludge, die allerdings nach der Haferflockenorgie keinen großen Hunger mehr hatte.

Ich wurde auch nicht wütend, als ich in die Küche ging und unsere Sachen noch in der Waschmaschine vorfand. Wenn Charlie Sludge nicht gefüttert hatte, konnte ich auch nicht damit rechnen, dass sie die Wäsche aufgehängt hatte. Natürlich hieß das, dass wir die Sachen, die wir für unseren Urlaub brauchten, nun in den Trockner stecken mussten, aber das stellte kein größeres Problem dar. Ich schob sie hinein und stellte die Uhr auf vierzig Minuten. Das müsste reichen.

Natürlich war es beinahe schon eine logische Folge – genau so klar wie die Tatsache, dass zwei und zwei vier ergeben –, dass Charlie, wenn sie Sludge nicht gefüttert und die Wäsche nicht aufgehängt hatte, auch noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, ihre Sachen aufzuräumen oder zu packen. Ich ging hinauf und warf einen flüchtigen Blick in ihr Zimmer. Obwohl ich wusste, dass sie letzte Nacht nicht in ihrem Bett verbracht hatte, sah